

# Leben unter Tito (2020)

Wie immer wir das sozialistische Jugoslawien beurteilen und es in seinem spezifischen Charakter unter den antidemokratischen politischen Systemen des 20. Jahrhunderts platzieren, wir haben nicht selbst in ihm gelebt. Wir waren der Herrschaft Titos und ihren weit reichenden Folgen nie persönlich ausgesetzt. Das sollten wir nicht vergessen. Es steht vor der Klammer alles dessen, was wir über diesen Gegenstand zu sagen haben. Wir nähern uns dem in der 1990er Jahren untergegangenen Staat von außen. Wir sind historisch mehr oder weniger interessierte Beobachter aus dem Westen und so auf Erfahrungsberichte aus erster Hand angewiesen. Eines dieser unverzichtbaren Zeugnisse stammt von dem bedeutenden slowenischen Schriftsteller Drago Jančar – niedergelegt anlässlich der Ausstellung *The Dark Side of the Moon. A Short History of the Totalitarianism in Slovenia 1945–1990, 1998/1999* in Ljubljana, die der Autor mit vorbereitet und gestaltet hat. (dt. *Die dunkle Seite des Mondes oder die Frage des Vergessens*, in: *Kommune* 5/2001, S. 6–11). Zu den für den deutschen Leser bemerkenswertesten, vielleicht sogar befremdlichen Passagen des schonungslosen Textes gegen das Schweigen und Vergessen gehört die folgende:

„Als die Welle der Gewalt abgeklungen war und nur noch exemplarische Beispiele gerichtlicher Bestrafung oder des Arbeitsplatzverlustes blieben, gewöhnten sich die Menschen an das Leben in den neuen Verhältnissen. Der Druck nahm zeitweilig ab, wie zu Ende der Sechziger Jahre, und steigerte sich wieder, wie etwa in den Siebzigerjahren, den so genannten bleiernen Jahren. Heute kann man es manchen Menschen nur schwer klarmachen, dass auch dies eine Zeit des Totalitarismus war. Wir fuhren nach Triest und nach Österreich, denn Jugoslawien hatte damals schon offene Grenzen, es gab Filmfestivals und Sportresultate, das Leben lief weiter, bei aller notwendigen und jetzt schon automatischen Vorsicht. Zu Beginn der Siebzigerjahre erlebte der jugoslawische Sozialismus vielleicht sogar eine letzte Chance, irgendwie glaubhaft zu werden. Die Besetzung der Tschechoslowakei und die Liberalisierung Ende der Sechzigerjahre brachte selbst manchen kritischen Geist dazu, an die Möglichkeit eines halbwegs demokratischen Sozialismus zu glauben. Gerade damals traten viele Menschen dem Bund der Kommunisten bei. Doch dann kam ein Brief von Tito, die Partei begann die ‚Liberalen‘ und ‚Technokraten‘ zu verfolgen und wieder ihren bekannten Wortspeikübel über uns auszuleeren: innere und äußere, feindliche Emigranten und Klerikalismus.

Damals brüstete ich mich wie ein lächerlicher Angeber: ‚Sollen sie mich doch einsperren. Ich bin sechsundzwanzig. Wenn ich rauskomme, bin ich gerade siebenundzwanzig. Und dann werden wir ja sehen.‘ Aber gesehen habe ich, denn sie taten es wirklich. Weil ich irgendein Emigrantenbuch über die Grenze gebracht und zornige Artikel in einer Studentenzeitschrift geschrieben hatte, verurteilten sie mich 1975 zu einem Jahr Gefängnis und ließen mich nach drei Monaten laufen. Es war nicht schlimm, doch es reichte, um mich begreifen zu lassen. Allein in meinen unbedeutenden Fall war eine Unmenge von Leuten verwickelt, die mich, wenn schon nicht laut verurteilen, so doch zumindest auf den Versammlungen ihre Hand für meine Exkommunizierung heben, vor Gericht plärren oder sich vor geheimen Polizisten bei geheimen Treffs winden mussten. Ja, das

war der Totalitarismus. Und seine Macht reichte weit, bis in die heutige Zeit. Vielen Menschen nimmt eine Bagatelle aus der Vergangenheit, einige ihre Parteimitgliedschaft, den Mut, sich von ihm loszusagen. Das System funktionierte auch auf die Weise, dass es jede Solidarität zerbrach. Es schuf eine Masse unfreiwillig Mitschuldiger. Und diese Tatsache nimmt noch heute die Kraft und die Klarheit des Blicks.“

Immer noch Totalitarismus also? Können wir dieser Sicht ohne weiteres folgen? Wäre ihre Begrifflichkeit uns nicht doch zu schwammig oder zu ausufernd? Kommen wir doch von einer entschieden engeren, exklusiveren, restriktiver gefassten Vorstellung von totaler Macht her. Einfach weil wir – mit oder ohne Hannah Arendt – dabei immer zuerst und zuletzt an das NS-Regime und das Stalin-Regime denken, denken müssen. Unter denen wir zwar glücklicherweise auch nicht gelebt haben, die aber in unserem Bild von der Zeitgeschichte doch die maßgeblichen Paradigmen für totalitäre Herrschaft abgeben. Gleichsam in Stein gemeißelt, auf die steinerne Tafel unserer „Vergangenheitsbewältigung“. Das politische System, das unser Zeitzeuge da für die mittlere und späte Tito-Ära zeichnet, hätten wir – uns selber überlassen – nie und nimmer als totalitär klassifiziert, sondern höchstens als „posttotalitär“, lieber aber doch schlicht als „autoritär“ – unser großer Wortsack für alles nicht ganz so schlimm, nicht ganz so pervers, nicht ganz so apokalyptisch Nichtdemokratische. In der sorgsamsten Unterscheidung und Typologisierung der modernen Formen von Macht und Herrschaft sind wir an sich nicht ungeübt. Aber jetzt nimmt uns dieser aufgewühlte, konfrontative, rigorose Aufklärer und Demokrat aus Slowenien an die Hand.

„Die bösen Dinge vergisst der Mensch gern. Noch lieber vergisst er sie, wenn sie anderen widerfahren sind: Es war zwar nicht alles in Ordnung, aber eigentlich ist es mir nicht schlecht ergangen. Natürlich wurden Menschen eingesperrt, aber im Gefängnis waren immer die anderen. Ich konnte mir damals mit einem Inflationkredit ein Haus bauen und ein Auto kaufen – das hört man heute immer häufiger. Es stimmt, unsere Bücher konnten erscheinen, vom gesamten Osten war Jugoslawien am offensten, Slowenien am liberalsten...

Als Rechtfertigung dafür, warum die Gesellschaft und eine große Zahl ihrer Individuen gerade in der Prüfung auf Solidarität durchgefallen sind, wird es nie mangeln. Mit ihnen wird das Erbe der kommunistischen Repression noch lange halten... Und das gilt nicht nur für die kaltblütigen Unterdrücker, sondern auch für viele, die sich nur im Herzen schuldig fühlen, weil sie mitgemacht haben, weil sie mit den Unterdrückten, Ausgestoßenen, Eingesperrten und vom Arbeitsplatz Entfernten keine Solidarität gezeigt haben. Deshalb ist es noch heute das Beste zu schweigen. Neben der Angst war die stärkste Waffe des Totalitarismus gerade das Totschweigen. Totgeschwiegene Personen, totgeschwiegene Leben, totgeschwiegene Gräber.

Die Ausstellung zeigt auch ein Dokument, in dem eine Parteigröße befiehlt, die Gräber der Feinde umzupflügen und Gras darüber zu säen, damit niemand jemals erfährt, wo sie liegen. Eigentlich nichts Weltbewegendes, dass in Teharje bei Celje über den Gräbern der Erschlagenen planmäßig eine große Mülldeponie angelegt wurde, die auch die Abwässer einer Chemiefabrik aufnahm. Ein solcher Stand der Dinge zeugt

noch heute nicht nur vom Totalitarismus, sondern auch von der Barbarei des Volkes, das im Umkreis lebt und nicht bereit oder fähig ist, einen solchen Zustand zu ändern. Heute wundern wir uns, wie es möglich war, dass wir von den Nachkriegsmassakern nichts gewusst haben. Wir haben es genauso wenig gewusst, wie die Deutschen sehr lange nichts gewusst haben wollen von der Existenz der Konzentrationslager. Aus Angst und Verschweigen haben wir es nicht gewusst, weil jene, die es gewusst haben, erschrocken waren bis auf die Knochen und schwiegen. Ebenso rasch galt es auch die politischen Prozesse zu vergessen, obwohl Tausende die grausigen Lautsprecher vor den Gerichten gehört haben...

Mit fünfzehn wurde ich für einen Schulaufsatz gelobt: Der kommunistische Mensch. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, die ganze sozialistische Geschichte habe mit einem Verbrechen begonnen, und damals, als ich Fußball spielte oder am Meer war, hätten viele Menschen im Gefängnis gesessen, hätte ich ihm nicht geglaubt, oder es wäre mir nicht so wichtig erschienen... Aber wir lebten inmitten eines totalitären, überwachten und gewaltsamen Systems, das eine unendliche Zahl von Unrechtstatten hervorrief, ein Meer von Leid. Diejenigen, die wir nach dem Zweiten Weltkrieg geboren oder aufgewachsen waren, lebten in einem einmaligen gesellschaftlichen System, das sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wiederholen wird. Die Stafetten, die Tito dargebrachten Gelöbnisse, die Stadionrituale, die alltäglichen Schulstunden aus Sozialismus und Brüderlichkeit, aus Liebe zum Sozialismus und zu Tito und aus Feindschaft zu den Feinden, die hinter den Grenzen und hinter uns selbst lauerten, alles das war unser Leben. Niemand sagte uns, dass es alles das schon einmal gegeben hatte, im nazistischen Deutschland, in der Sowjetunion, im faschistischen Italien. Niemand sagte uns auch, dass das ganze System auf den Knochen von Ermordeten errichtet war, dass die Gefängnisse, manchmal mehr, manchmal weniger, voller – erfundener oder tatsächlicher – politischer Gegner waren und dass unsere sozialistische Kindheit in einer Zeit lag, als politische Sträflinge auf ‚Goli Otok‘ noch immer Steine klopften. Steine, die das sozialistische Unternehmen ‚Marmor‘ aus Rijeka nach Italien verkaufte...

Nachdem das totale System die ganze Gesellschaft erfasst und sie bis auf die Knochen in Angst und Schrecken versetzt hatte, die einen angeworben und sich andere gefügig gemacht hatte, gestattete es der Mehrheit das Atmen in den Grenzen kontrollierter Freiheit. Wer wollte, konnte allen Schwierigkeiten aus dem Weg gehen ...“

Wieder sehen wir uns genötigt, uns selbst unbehagliche Fragen zu stellen: Gehört jenes relativ freie Atmen der Mehrheit nicht zum Kern der von uns bevorzugten Erzählung über das sozialistische Jugoslawien und seiner Besonderheit, seiner Unvergleichlichkeit sogar unter den sozialistischen Staaten unserer Epoche: anders, weicher, toleranter, menschlicher als der Rest? Aber dann hätten wir die unangefochtene, triumphale, grenzenlose Macht dahinter unterschlagen. Unterschlagen, dass sich – wie Drago Jančar den Bekenntnissen eines UDBA-Funktionärs entnimmt (*Uprava državne bezbjednosti*, jugoslawischer Geheimdienst, E. K.) – in den Nachkriegsjahren immer Männer in Divisionsstärke im Gefängnis befanden und dass jeder zehnte Staatsbürger Jugoslawiens ein V-Mann war. Wir wären hoffnungslos an der Oberfläche kleben geblieben. Wir hätten aus einer sehr bedingten, immer prekär bleibenden, machiavellistischen Konzession der Staatsgewalt an die Untertanen ein

kardinales Strukturelement und Unterscheidungsmerkmal des titoistischen Machtaufbaues gemacht. Es wäre ein Hantieren mit politischen Phänomenen, die in ihrem Hintergrund, Boden, Stellenwert unreflektiert bleiben. Man kann es Wunschdenken nennen – nur was wäre der Wunsch in diesem Fall?

Das Anliegen Drago Jančars ist hingegen glasklar: Wenn Slowenien, sein Land, eine Demokratie werden will, muss es eine Zivilgesellschaft hervorbringen, die mit dem Schweigen und Vergessen bricht und sich so der vielschichtigen Verantwortung für das halbe Jahrhundert Diktatur unter Tito stellt. „Und wir müssen die Dinge beim Namen nennen. Da hilft keine Berufung auf den Antifaschismus, denn es gilt die unumstößliche Regel: Jeder Demokrat ist ein Antifaschist, nicht aber jeder Antifaschist auch schon ein Demokrat. Den Diktatoren und gesellschaftlichen Gewaltmenschen, die die Unterdrückung der Grundfreiheiten und Menschenrechte auf dem Gewissen haben, muss gesagt werden, was sie sind. Verbrecher. Es soll keine Rache geben, niemand soll einen Stein aufheben, niemand richte, auf dass er nicht gerichtet werde... Wir brauchen nur zu wissen. Auch deshalb, weil aus dem Wissen der Irrtümer des Kommunismus und dem Wissen vom Totalitarismus jeder Art das öffentliche Demokratiebewusstsein erwächst. Weil sich auf diese Weise sozusagen *per negationem* ein positives Bewusstsein der demokratischen Prinzipien der gesellschaftlichen Toleranz und menschlichen Solidarität, der Rechte und Freiheiten formiert – oder formieren müsste. Weil wir erst dann, wenn wir wissen, was Demokratie nicht ist, auch verstehen, was sie ist, beziehungsweise was sie sein sollte.“

Man kann angesichts dieses Textes an das Buch der amerikanischen Historikerin Marci Shore über das „Nachleben des Totalitarismus in Osteuropa“ denken: *Der Geschmack von Asche* (dt. 2014). Hier begegnen wir vielen einzelnen Menschen, die tatsächlich zu praktizieren, zu leben versuchen, was Drago Jančar fordert. So schmerzlich es sein mag. Für einige von ihnen ist diese Selbstkonfrontation nach dem Zusammenbruch des Kommunismus auch unerträglich, und sie zerbrechen daran. Und ein regelrechter Durchbruch ist auch die Studie des Münchener Historikers Martin Schulze Wessel *Der Prager Frühling* (2018), die jene rechtlich denkende Zivilgesellschaft Drago Jančars bereits hinter dem sozialistischen Reformversuch von 1968 nachweist – als die eigentliche, die originäre politisch-geistige Schubkraft, der sich die Kommunisten um Alexander Dubček dann nur anschließen. Der Wille, die politischen Prozesse der 50er Jahre endlich aufzuarbeiten und ihren Opfern im Nachhinein Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, formt sich, entfaltet sich zuerst in der Gesellschaft, ehe er dann die politische Elite unter Zugzwang setzt.

Aber das Demokratieverständnis *ex negativo*, wie Jančar es vertritt, verweist uns auch direkt auf uns selbst: Wer von uns hätte sich noch nicht gefragt, wer er unter der NS-Herrschaft gewesen oder geworden wäre. Wir wissen es nicht? Wir sind nicht getestet worden? Israels „Die Gerechten der Welt“ sind eine kleine Minderheit – keine verschwindend kleine, wenn wir dafür sorgen. Was wir aber schon wissen, ist, dass wir Demokraten von Gnaden unserer rechtsstaatlichen und demokratischen Institutionen sind. Man sagt gern, dass wir unsere rechtsstaatliche Demokratie immer wieder mit Leben erfüllen, überdenken, erneuern

müssen. Sonst zerfällt sie und stirbt ab. Aber anders herum lässt es sich genau so sehen: Wir sind Demokraten, weil wir in einem Gemeinwesen leben, das es uns erlaubt; das uns dazu ermutigt; das es von uns erwartet, verlangt; das uns erst zu Demokraten macht. Jedenfalls zu überzeugten und entschlossenen.